

# Die Musik-Ikone aus Bern Ostring

**Billy Cobham am Jazzfestival Bern** Billy Cobham hat in den 70s die Musik revolutioniert. Jetzt ist der Schlagzeuger 80 und seine Musik aus der Mode geraten. Kann das gut gehen?

Ane Hebeisen

Da will es jemand wissen im Marians Jazzroom. Auf der Bühne steht das Schlagzeug von Billy Cobham, türkisblau, Massivbauweise. Es setzt sich aus circa 20 Einzelteilen zusammen und wiegt vermutlich mehr als die drei Mitmusiker zusammen, die gleich mit dem Miterfinder des Rockjazz die Bühne teilen werden. Das Schlagzeug ist ein Statement. Und mehr als nur ein Statement hat dieser Mann, der sich nun mit dem leichten Schwank eines bald 80-jährigen hinter sein Arbeitsgerät begibt, in der Musikgeschichte abzugeben.

Billy Cobham war für das Schlagzeug ungefähr das, was Jimi Hendrix für die elektrische Gitarre war. Er eroberte dem Instrument im Jazz so viel Raum und Wucht, dass es quasi zum Lead-Instrument wurde.

Der Gitarrist Jeff Beck beschrieb das Auftauchen des Billy Cobham Ende der 60er so: «Billy Cobham war der beste Schlagzeuger, den ich je gehört hatte. Nicht laut, das ist nicht das Geheimnis – verdammt kraftvoll, wenn er wollte –, aber 90 Prozent der Zeit tanzte er einfach mit dem Schlagzeug. Wie ein Schmetterling, der über dieses hinwegfliegt.»

## Wilde Ehe mit dem Rock

Am Jazzfestival Bern im Marians Jazzroom trägt der Schmetterling ein Stirnband und schmettert bereits im ersten Stück los, als gelte es, den Geist des Bebop aus dem altherwürdigen Jazzlokal zu scheuchen.

Denn gekommen ist er, um seines ersten Solo-Albums zu gedenken, das er vor 50 Jahren für Atlantic Records aufnahm. «Spectrum» heisst es, gilt als Meilenstein des Fusion-Jazz, obwohl es von gewissen Kritikern damals auch als weiterer Beweis herangezogen wurde, dass es mit dem schicken Jazz bergab gehe, seit er Ende der Sechzigerjahre eine wilde Ehe mit der verdrohten und hippiesken Rockmusik



Wie ein Schmetterling: Billy Cobham am Jazzfestival Bern. Foto: Simon Boschi

## Billy Cobhams Musik stösst noch immer so manche Assoziationskaskade an.

begonnen hatte. Es war eine Zeit, in welcher der Jazz geradezu zu neuen Abenteuern gedrängt wurde. Der Cool Jazz war nicht mehr die richtige Tonspur für die aufgeheizte gesellschaftliche Stimmung Ende der Sechziger. Die Jugend blickte nach Woodstock und goutierte psychedelische Experimente, was die Jazzer dazu veranlasste, sich diesen Zeitgeist einzuverleiben.

Als Miles Davis sein bahnbrechendes Fusion-Jazz-Album «Bitches Brew» aufnahm, sass Billy Cobham noch als einer von vielen Schlagzeugern im Studio, um im Nachfolgewerk «Tribute to Jack Johnson» den Trompetenmeister mit rockigen und für Jazz-Verhältnisse fast schon schmucklosen Beats zum rockigsten und schnörkellosesten Werk seiner Karriere zu peit-

schen. Etwa zur selben Zeit spielte er mit John McLaughlins Mahavishnu Orchestra das Album «The Inner Mounting Flame» ein, auf dem er die Symbiose aus Rock und Jazz mit seinem furiosen, kraftvollen und doch hochkomplexen Schlagzeugspiel zur Meisterschaft brachte. Nach diesem Album galt Cobham als Schlagzeug-Halbgott.

## Energie und Komplexität

Als dann 1974 Billy Cobhams Soloalbum «Spectrum» erschien, war die Welt dementsprechend neugierig, wonach dem Meister der Sinn stand. Cobham wählte die Besetzung Schlagzeug, Bass, Gitarre und Keyboard, und eröffnete das Werk mit einem Track, auf dem er in fast schon punkigem Tempo und mit Doppelpauke die Richtung vorgab. Hier

sollte es um pure Energie gehen. Das Berner Konzert beginnt dann allerdings mit dem Titelstück des Cobham-Nachfolgewerks «Crosswinds». Es ist der Schweiz als langjährige Titelmelodie der «Rundschau» bekannt.

Und schnell wird klar, dass hinter der Energie dieser Musik auch hochkomplexe Arrangements prunken. So komplex, dass Cobhams langjährige Mitstreiter sich nur während ihrer Soli von den Notenblättern zu lösen vermögen.

Und es wird auch schnell klar, dass diese Musik hoffnungslos aus der Mode gefallen ist. Ausufernde Gitarrensoli gelten heute als verpönt, ebenso der Übereifer in der Harmonieführung, die üblen Preset-Sounds aus dem Synthesizer, diese leicht schmierseifige Klangästhetik.

Und genau wegen all dieser Tabubrüche macht dieses Konzert von der ersten Minute auch so dermassen Spass. Ganz besonders die Sache mit den Gitarrensoli ist vollkommen zu Unrecht in Verruf geraten.

## In Bern gestrandet

In Bern wird der Part des Furien-Gitarristen von Rocco Zifarelli übernommen, der lange mit dem Filmmusiker Ennio Morricone unterwegs war. Wie er vom rasenden Fingerbrecher-Solo zum puren Noise zurück ins Thema findet, wie er sich zusammen mit Cobham zur Ekstase aufschaukelt, sorgt im vollen Marians wiederholt für Jubelstürme.

Und Cobham? Er treibt diese Musik vor sich hin, kokettiert uneitel mit seinem Alter und lässt das Publikum wissen, dass die Band noch dabei sei, richtig in Form zu kommen: «Wir müssen uns noch etwas die Verkämpfung aus den Gliedern schütteln», sagt er, der Ende der Siebzigerjahre, als die Disco-Welle New York überschwemmte, aus künstlerischer Frustration die USA verliess und sich in der Schweiz niederliess. Zuerst in Zürich, danach in Schüpfen.

Seit längerem lebt die Schlagzeug-Hoheit im Berner Ostring.

Sein Spiel ist nicht mehr ganz so ausufernd und rund wie in den ungezügelten Phasen seiner Karriere. Doch seine Musik stösst noch immer so manche Assoziationskaskade an. Etwa der Track «Stratus», dessen Basslauf von Massive Attack zum Welthit «Safe from Harm» verarbeitet worden ist.

So ist dieses Konzert ein Trip in eine Zeit, in der sich der Jazz in Aufbruchstimmung befand, sich neue Gebiete und neue Massen eroberte und sich dabei auch die eine oder andere geschmackliche Sauererei erlaubte. Eine Zeit, in die man sehr, sehr gern für 75 Minuten freudig versinkt.

Billy Cobham ist noch bis Samstag, 20.4., im Marians Jazzroom zu Gast. Showtimes: 19.30 und 22 Uhr.

# Michael Douglas als Polit-Superstar in Strumpfhose

**Apple-Serie** Der 79-jährige Michael Douglas spielt den amerikanischen Gründervater Benjamin Franklin – und das mit Bravour.

Ein mindestens so grosser Spass, wie sich Franklin anzusehen, ist es, die Interviews mit dem Hauptdarsteller Michael Douglas zu lesen. Die Miniserie erzählt die Geschichte, wie der damals schon 70-jährige amerikanische Nationsgründer Benjamin Franklin im Gründungsjahr 1776 nach Frankreich reist. Dort handelt er – trotz der Versuche britischer Agenten, französischer Intriganten und amerikanischer Neider, das zu verhindern – mit König Louis XVI. die Finanzierung und Unterstützung der Unabhängigkeit der zukünftigen USA aus. Das ist eines dieser Kapitel der amerikanischen Geschichte, über die nicht ganz so viel geredet wird.

Weil das nicht so richtig zum amerikanischen Gründungsmythos passen will, dass sie der britischen Krone den historischen

ersten postkolonialen Arschtritt dann eben doch nur mit Hilfe der gepuderten französischen Krone versetzen konnten. Um das mal so zu vereinfachen, weil man die Gründung der USA dann auch nicht kleinreden kann.

## Eine Mischung aus Superstar und Bittsteller

Für Douglas, der bei aller überdimensionalen Schauspielkunst privat wie in der Auswahl seiner Rollen immer schon eine schelmische Ader hatte, ist dieser Benjamin Franklin als Mischung aus Superstar und Bittsteller eine Traumrolle. Er kommt da durch Winterstürme heimlich nach Paris und fängt das Netzwerk an. Erschwert wird seine geheime Mission dadurch, dass ihn auch die Franzosen als Idol verehren.

Als er in der ersten Episode in Paris ankommt, umstürmen die

Menschen dort seine Kutsche, ganz Taylor-Swift-Style. Weil er zwanzig Jahre vor seinem Besuch die Elektrizität zwar nicht als Erster als Energiequelle entdeckt, aber dann als einer der Ersten marktreif gemacht hatte.

«Franklin» ist eine sehr erwachsene Serie. Es gibt Intrigen, Verwicklungen, Gefahr und Abenteuer auf allerhöchstem Niveau. Das Paris von 1776 ist ein düsterer Ort, in dem die Feuchtigkeit aus allen Ecken kriecht und die gepuderten Perückenberge auf Männern sitzen, die offensichtlich kein so ausgeprägtes Gefühl für körperliche Gesundheit und Hygiene haben.

Fixpunkt der Serie bleibt aber die Hauptfigur. Ach ja, die Interviews. Alle Gespräche mit einem Schelm.

Dem Branchenblatt «Variety» erzählte Douglas zum Beispiel,

dass er gleich nach dem Angebot, die Rolle zu spielen, einen Hundert-Dollar-Schein aus der Tasche zog. Auf dem ist ein Porträt Benjamin Franklins zu sehen, deswegen heisst der Hunderter

im amerikanischen Slang auch Benjamin. Douglas meinte dann: «Ich schaute mir den Ben an und dachte mir nur, da habe ich aber noch einen weiten Weg hin.» Und einer Zeitung in Las Vegas sagte



Auf geheimer Mission: Michael Douglas als Benjamin Franklin. Foto: PD

er: «Ich habe noch nie im Kostümgenre gearbeitet und wollte sehen, wie ich in Strumpfhosen aussehe.»

Gut, muss man sagen. Mit seinen 79 Jahren spielt er den 70-jährigen Franklin mit Bravour. Wobei Douglas ähnlich wie Clint Eastwood oder Jeff Bridges zu den Schauspielern gehört, die aus der Schwäche des Alters ihrer selbst und ihrer Figuren eine enorme Kraft bis hin zum Actionhelden herausentwickeln können. Das tat Douglas schon mit komödiantischer Lässigkeit in «The Kaminsky Method». Dass er das nun aber in so einem historischen Bogen schafft, bringt einem zu dem Fazit in den Worten des alten Paris: Chapeau.

Andrian Kreye

«Franklin» läuft auf Apple TV+.